

Ein Ehrenwort.

Roman von S. Goldstein.

Es ergab sich, daß man Winzel's Kühe zu halben Preisen verkauft, weil der Verwalter betrunken war; in den Profit teilten sich der Käufer und die Knechte. Ganze Wagen von Hafer und Korn waren durch des Tagelöhners Albers Vermittlung weggefahren. Keiner wußte, wohin, bis sich in größter Angst der Käufer meldete und sich unter tausend Schwüren als den Hintergangenen darstellte. So fand man immer neue Betrügereien; ganz zu schweigen von dem, was an Ackergeräten usw. verschleppt sein mochte. Auch hier blieb Trautmann nichts übrig, als die erweistlich Strafbaren nach Trübselen in das Gefängnis abführen zu lassen, dem Verwalter den Kaufpaß zu geben und die Lebriegen unter strenge Kontrolle zu stellen.

Einer der Gutenachtern Winzel's, an den Trautmann schrieb, kam sofort herüber, brachte seinen Oberverwalter mit und übernahm die Verwaltung der vernachlässigten Wirtschaft für seinen tranten Kollegen auf das Bereitwilligste.

Frau Ermerie hatte inzwischen für eine neue Haushälterin georgt und so gut es ging blieb die Maschine im Gange; aber das alles belastete doch Trautmann so schwer, daß er hoch aufatmete, als er einen Brief des Gerichtsrates erhielt, der ihm in sichtlich sehr froher Stimmung seine Genehmigung und seine in den nächsten Tagen erfolgende Rückkehr anmeldete.

Und nun fordern Sie Urlaub! Ich kann Sie nicht entbehren, lieber Freund, und mein Egoismus geht so weit, daß ich Sie dringend bitte, kommen Sie zu mir heraus. Sie sollen leben, in Ihrer fetten Gegenwart genieße ich doch einmal so schnell! hat Winzel mit solcher Dringlichkeit, daß er einwilligte und sein Gehalt sofort schrieb, unumwogen, als er sich in der That auf das äußerste überarbeitete küßte.

Und Ruhe konnte er ja jetzt haben. Winzel's Aerzte hielten jeden Versuch fern, ließen ihn viele Stunden allein sein und möglichst viel schlafen, es war also auch für Trautmann's verblüfftes Freiseitig georgt.

So schrieb er also an seinen inzwischen zum Minister ernannten Vater die Bitte, sein Gehalt bei dem Herrn Kollegen von der Justiz zu unterstücken, und wartete auf den Gerichtsrath, der in der That auch sozusagen seinem Schreiben auf dem Fuße folgte.

Aber noch eine unangenehme Ueberraschung sollte ihm zu theil werden. Unter den am letzten Tage eingelaufenen Briefschaften befand sich ein längeres Schreiben des österreichischen Gerichts Hertenheim, und hierin wurde dem königlichen Gericht zu Trübselen mitgetheilt, daß man durch die persönlichen und schriftlichen Nachforschungen des Herrn Apotheker Wülfert zu Trübselen dort aufmerksam geworden sei auf die Möglichkeit, daß im Jahre 1854 ein gewisser Maximilian Winzel aus Hertenheim, welcher sich der Abführung einer mehrjährigen Zuchthausstrafe wegen Diebstahls und Unterschlagung, verübt gegen seinen derzeitigen Dienstherrn, den Obergespan Baron von Sonigge in Wien, durch die Flucht entzogen haben solle, in der Nähe von Trübselen lebe.

Das königliche Gericht Trübselen werde hiermit aufmerksam gemacht auf belagten Max Winzel aus Hertenheim, dessen Signalement anzeige, und höchsten gebeten, Identitätsnachforschungen anzustellen, und zwar unter Beobachtung größter Geheimhaltung, und dem Hertenheimer Gericht die gemachten Ermittlungen geneigt zur Verfügung zu stellen.

Trautmann küßte sich beim Lesen dieser Zeilen wie jemand, den man boshafter Weise immer von neuem auf die peinigendste Weise verletzt. Dennoch durfte und wollte er dem Gerichtsrath, dessen Genehmigung er so gar nicht kannte, die Erledigung dieser Sache nicht überlassen, und so setzte er sich noch in selbiger Nacht nieder und benachrichtigte das Gericht zu Hertenheim, daß allerdings ein Rittergutsbesitzer Max Winzel aus Oesterreich auf dem ihm gebörenden Schlosse Rhenstein

seit etwa acht Jahren lebe, daß das angelegte Signalement auf denselben höchstwahrscheinlich angewendet werden könne, soweit die Farbe der Haare und Augen stimmt, daß im übrigen der Rittergutsbesitzer Winzel ein durchaus gebildeter Herr sei, dessen Identität mit dem Hertenheimer Winzel unmöglich scheine, daß aber die erbetenen Nachforschungen zur Zeit und im Laufe der nächsten Monate wohl kaum angeestellt werden könnten, da der belagte Herr lebensgefährlich verwundet darnieder liege und die Aerzte äußerste Schonung forderten. Im übrigen solle dem Gericht das Verdict zu Hertenheim baldmöglichst die eingependelte Folge geleistet werden.

Er hatte sich, das fühlte er selbst, nach und nach so vollständig in sein Vertrauen zu Winzel eingelegt, daß ihn jeder gegen diesen geführte Streich mit traf; und was schlimmer als das war, er sagte sich mit tiefem innerlichen Grauen, daß eine Enttäuschung ihn nicht nur lächerlich machen würde, — das kümmerte ihn wenig nach seinen augenblicklichen Erfahrungen an den Menschen, sondern, daß dieselbe ihm für lange, vielleicht für immer das Selbstvertrauen, den Glauben an das eigene richtige Gefühl und Urtheil nehmen würde.

In dieser tief bedrückten Stimmung wollte er am andern Tage, — noch ganz unklar, ob er hinausziehen sollte nach Rhenstein, — einen Spaziergang machen, als er Ulla im Park traf. Sobald sie ihn sah, schritt sie ihm entgegen, und es bedurfte nur eines Blickes in ihr Gesicht, um zu sehen, daß sie ihm etwas zu sagen habe.

Und sie kam auch gleich damit heraus, indem sie einen Brief aus ihrer Tasche zog.

„Ich bin in der schlimmsten Lage Ihnen gegenüber, Herr Affessor,“ sagte sie besonnen, „in der Rolle einer Verleumdin! Ich habe fälsch Zeugnis gegeben und einem Manne Unrecht nachgesehen, den ich — Mit einem Wort, Herr Affessor, jene Geschichte, die ich Ihnen neulich erzählte, ist nicht wahr, wessen Sie, von dem schönen Mädchen, der Tochter des Tagelöhners Albers.“

„Ah! Es betraf Winzel?“ rief er und sah sie unbewußt an, weil ihn eben die eigene Unruhe quälte. „Ich kann mir schon denken, Ueberigens habe ich selbst bereits aus guter Quelle erfahren, daß er das Mädchen irgenwo in die Lehre gethan hat.“

„Sie wußten das und ließen mich in dem Glauben?“ rief sie. „Ich erfuhr zufällig, daß Ihre Fürsprache Herrn Winzel veranlaßte, sich des Vaters des Mädchens anzunehmen, nachdem er die Tochter, ebenfalls auf Ihre Veranlassung, in der Stadt in die Lehre gethan hatte.“

„Das wußten Sie?“ Das that Herr Winzel? Und ich —? Und Sie ließen mich bei meinem schlimmen Glauben? O, Herr Affessor!“ Und dabei stürzten ihr die Thränen aus den Augen.

„Aber Fräulein Ulla!“ rief er ganz erschrocken. „O, hüten Sie sich, lassen Sie Ihren Triumph nicht aus der Hand. Sie sind von Anfang an sein Freund gewesen, — weil — weil Sie die Kleinbilderei heften, — weil — Sie meines unglücklichen Vaters Auftritten verurtheilten, und den hatte ich beeuflusst. Ja, ja, Sie wissen es, was sollte ich wohl leugnen? Sie leben, ich bin gemüthlich. Aber daß Sie mir nicht sagten: Ich weiß es anders! — Das —“

„Großer Gott, Fräulein Ulla! Ich habe es selbst erst erfahren, es ist in all der Unruhe vergessen.“

„Und in stolzem Schweigen mich und meine Anklage gegen Ihren geliebten Freund mit all diesen Klatschfabriken zusammengestellt. O, ich danke Ihnen.“

„Sie sind ungerecht, Fräulein Ulla! Ich bitte, legen Sie mir nicht Beweignurde bei, die mich nie geletet haben. Warum haben Sie jetzt einiger Zeit in mir nicht mehr wie sonst den aufrichtigen Freund?“

Wenn sie den Kauf bemerke, was würde sie denken? was würde sie sagen? würde sie nicht für eine Diebin halten? Kathilbe konnte das entsehrliche Dasein der Entbehrung. Sie hatte heidenmüthig ihren Entschluß gefaßt: diese gefährliche Schuld mußte getilgt werden, auf jeden Fall. Sie schaffte das Dienstmädchen ab, die Wohnung wurde gefündigt und eine Maniarbe unter dem Dache gemiethet. Neben Monat mußten sie einen Wechsel bezahlen, andere prolongirten, um Zeit zu gewinnen, furs, es war ein glückliches Leben. Der Mann führte abends einen Kaufmann die Bücher und schrieb in der Nacht Manuskripte ab, für 5 Sous die Seite.

Dieses Leben dauerte zehn Jahre. Nach zehn Jahren war alles abbezahlt, alles, mit den Bucherzinsen und den neu aufgenommenen Verbinden. Kathilbe ließ jetzt recht alt aus. Sie war Madame Forestier, die noch immer jung, schön und heidnisch ausah. Kathilbe fühlte sich bewegt. Sollte sie nicht anreden? Gewiß. Ja, da sie alles abbezahlt hatte, konnte sie auch alles sagen. Weshalb nicht? Sie trat näher und sagte: „Guten Tag, Zeanne!“

Die andere erkannte sie nicht und schien sich zu wundern, von einer Bürgerfrau so vertraulich angedredt zu werden; sie sagte daher: „Madame... Ich weiß nicht... Sie irren sich wohl...“

„Nein, ich bin Kathilbe Bojel!“ Ihre Freundin ließ einen Schrei aus: „Oh! meine arme Kathilbe! Wie du dich verändert hast!“ „Ja, ich habe recht viele Tage durchgemacht... und das verdanke ich dir!“

„Wie? Wie?“ „Du erinnerst dich wohl an den Diamantschmuck, den du mir damals geliehen?“

„Ja! Und...“ „Ich habe ihn verloren!“ „Ich habe ihn mir doch aber wiedergebracht!“ „Ich gab dir einen ganz ähnlichen Ersatz. Seit zehn Jahren besahest du ihn. Du begreiffst, es ist uns nicht leicht geworden, denn wir besaßen nichts... n, es ist ja jetzt glücklich vorüber!“

„Du hast mir für meinen Schmuck einen andern gekauft!“ „Ja, hast du es nicht bemerkt? Sie waren allerdings sehr ähnlich!“ sagte Kathilbe mit glücklichem Lächeln.

Dies ergaßten, erfasste Madame Forestier die Hand ihrer Freundin und sagte: „Meine arme Kathilbe! Die Steine waren ja falsch. Der ganze Schmuck war höchstens 500 Francs wert!“

daher, weil ich eine Nichte besitze, die Cure königl. Sobelt einst liebten und die mir viel Unrecht angefaßt hat. — Wie General, ich hätte Ihre Nichte geliebt? Wie heißt sie denn? — Die Marielliane,“ erwiderte Douzet de Viste lächelnd.

Wofür Jungen. Nach einer kurzen Reise durch England kommt die Baronin A. in ihre Vaterstadt zurück und hofft sich dadurch interessanter machen zu können, daß sie mit englischem Accent spricht. Als man diese Neugierde einer ihrer Freundinnen mittheilt, ruft diese aus: „Ihr müßt euch gefaßt haben, wahrscheinlich hat sich die gute Baronin in ihrem Geiß einige Jahre durch einen londoner Zahnarzt verstanden lassen.“

Ein „himmlisches“ Schmeichelei! Ein schönes Abends besucht der erste Charakterspieler einer großen Bühne ein populärwissenschaftliches Institut. Der Direktor desselben macht sich ein Vergnügen daraus, dem beliebigen Schmeichler durch die Räume des Unternehmens zu dienen. In der astronomischen Abteilung läßt er ihn durch ein Fernrohr sehen: „Ihr sehen Sie den Jupiter, lieber A.“, sagte er, „gerade in ein Stern wie Sie!“ Herr A. lächelt geschmeichelt. „Aber er kann doch den Merkur nicht spielen!“ wendet er lächelnd ein. „Auch darin gleich er Ihnen!“ erwidert der Astronom ruhig.

Schlau. Ein Lehrer spricht mit den Schülern seiner Klasse über die fünf Sinne und deren Wichtigkeit. Der Herr: „Gehört nicht, wie sollen wir einen dieser fünf Sinne entbehren, und uns fände die Wahl frei, welchen Sinn möchten wir am liebsten entbehren, Fritz Lehmann?“ — Fritz Lehmann n (der kurz vorher erst wegen einer Unart geschüht worden ist), die geschlagene Stelle reibend: „Das Gehör!“

Schweizer Hotelrechnung. In einem Schweizer Gasthose wird ein Fremder, der während eines Gewitters auf der Veranda steht, vom Blitz getroffen. Einrichterdienst war es nur ein „alter Schlag“. Einige Tage später erhält er die Rechnung und findet da verzeichnet: Am 20. d. ein Blitz — 10 Francs.

Hinter den Kulisfen. Baron: Um Ihr Herz zu gewinnen, was soll ich thun, Lucinde? — Tänzerin: Meine Schanden bezahlen. — Baron: Und dann, Lucinde? — Tänzerin: Dann? Dann werd' ich wieder neu machen.

Die Macht der Töne. „Ich begreife nicht, Frau Huber, wie Sie es in unserer früheren Wohnung ausbalten können; wir mußten schon nach einer Woche wegen der vielen Klänge ausziehen!“ — „Ja, Ihre Tochter spielt eben nicht Klavier!“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswähl vorzubehalten:

Meine Amtsenthebung wegen beginnenden Querslantenwahns von Karl Witte, Barce an St. Galtgath: Berlin. Nebst einem Gutachten des Sanitätsrathes Dr. Wittgenberg. 496 Seiten. Preis 2 M. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. Christus. Trauerpiel in vier Aufzügen von Ulrich Waldher. Halle a. S., F. Friede's Verlag (Mißad-Stahn u. Richter), 1892. 1 M. Deutsche Schriften für nationales Leben. Herausgegeben von Eugen Wolff. Kiel und Leipzig, Apfeln und Fischer, 1892. 2. Reihe. Heft 4: Paul de Lagarde. 1 M.

Bunte Zeitung.

Der Esel mußte im Mittelalter zu schimpflichen Gebräuchen verwendet. Unsere Redensart, „Einen auf den Esel setzen“, rührt von einer ehemals üblichen Strafe her, die in Halle noch im Jahre 1780 an einem Soldaten vollzogen wurde. Papst Johann XIII. ließ im Jahre 966 den Pfaffen Peter zu Rom nackt auf einen Esel setzen, verkehrt hielt des Jammes den Schwanz in der Hand. Eine sehr merkwürdige Seite herrschte bis ins 16. Jahrhundert hinein in Darmstadt. Die gute Stadt behagte alljährlich zwölf Malter Korn an die Familie derer von Frankenstein zu verschenken, die dafür auf Verlangen der Stadt durch einen besondern Boten einen Esel färdeten, auf dem die „unentsehrliche Frau“, die ihren Mann geschlagen hatte, durch die Straßen reiten mußte. War die Frau dem Manne „durch hinterlistige Habsucht, ohne daß er sich wehren konnte“, beschuldigt, hatte sich aber der Mann in regulärer Eheverträge prügeln lassen, so mußte er den Esel selbst führen. Dieser Esel ist bekannt unter dem Namen „der Frankensteinische“ und die ganze Seite als „Eselstraße“. Eine ähnliche Seite herrschte auch in einigen andern Gegenden Deutschlands.

Uncle Abe. In Alexandria (Sousiana) ist dieser Tage der älteste Negor in diesem Lande, der unter dem Namen „Uncle Abe“ bekannte Abram Smith gestorben, welcher, soweit ihm und seiner Umgebung erinnerlich, das hohe Alter von 110 Jahren erreicht haben soll. Eine der hübschesten Erinnerungen aus seinem langen und vielbewegten Leben ist diejenige an die Schlacht von New Orleans (6. Jan. 1812), welcher er als Leihdiener seines damaligen Herrn, eines reichen Plantagen aus Kentucky und Assistenten des Generals Andrew Jackson, im Gefolge des letzten beigemognt hat. Bis zu seinem 100. Lebensjahre war „Uncle Abe“ rüstig und elastisch wie ein Mann in den besten Jahren; vor vier Jahren verlor er seine Sehkraft und war seit den letzten zwei Jahren vollständig erblindet, aber trotzdem hieß aufgeräumt und guter Däne. Wenn er auf „Old Sidory“ (General Jackson), den er eine Zeitlang persönlich bedient haben will, zu sprechen kam, so erzählte er mit jugendlichem Feuer von dessen Thaten und Eigenheiten, und wie ganz derselbe trotz seines hohen Alters noch und seiner bekannten Tugenden gegen seine Umgebung und die fortwährende Dienstkraft gewesen sei.

Die allseitige Nachfabrikation in Deutschland verkauft ungewöhnlich die Galtgathen. Dort stehen die Sonntagshafaranten von Klammende nach Breitenrode und zurück, gültig für alle Bäume in dritter Wagenklasse — fünf Pfennige. Das Verbot des Uebertragens dieser Karten auf dritte Personen hat deshalb wohl wenig zu bedeuten. Ueberigens werden die genannten Sonntagshalters sehr hart gefaßt, — weniger zur Benutzung, denn als eine Kuriosität, die durch ganz Deutschland wandert.

Die böse Nichte. In Paris ist ein Buch über Douzet de Viste erschienen; dies bietet dem „Figaro“ den Anlaß, die folgende Anekdote zu erzählen: Im Jahre 1829 besuchte der Herzog von Orleans, der nachmalige König Louis Philipp, Lyon und hier wurden ihm die Civil- und Militärbehörden vorgestellt. Unter den letztern befand sich auch der Bruder des berühmten Sängers aus der Revolutionszeit. „Wie kommt es, General,“ sagte der Herzog zu Douzet de Viste, „daß Sie noch nicht die höchsten Grade in der Armee erreicht haben?“ — „Das kommt

Für die Redaction verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Zempel in Halle a. S.



„Es ist sehr lebenswürdig von Ihnen, so zu sprechen,“ unterbrach sie ihn mit zuckenden Lippen.

„Aber ich meine es so, ich wäre unglücklich, Fräulein Ulla, wenn Sie nicht wieder wie sonst.“

„An mir den Freund sehen wollten,“ ergänzte sie fast spottend, mit hundertmaligen Augen übermüdet, seine Worte. „Das will ich ja. Das thue ich; und darum will ich Sie ja bitten, mein Bekanntnis anzuhören und Herrn Winzgel mehr als je zu lieben!“

Er verstand sie gar nicht. Niemand hatte er sie so gesehen, und sie war so abweisend und kalt dabei.

Er wollte fragen: „Ulla, was that ich Ihnen? Was ist zwischen uns getreten?“ aber er war heute so mit sich selbst uneins, so verfahren und verstimmt, daß der Trost die Oberhand gewann und er nur mit höflicher Verneigung antwortete:

„Ich sehe ganz zu Diensten, Fräulein von Trüben.“ Er sah, wie sie die Farbe veränderte, wie eine wackrigartige Blässe um ihren Mund sich zog.

„Wollen Sie diesen Brief anhören? Er sagt alles, er klagt mich an und spricht Herrn Winzgel frei!“ sagte sie mit eigenhämlich bedeckter Stimme, und da er nur nickte und aufmerksam sie anblinzelte, fuhr sie eben so fort: „Eine Pastorwitwe hat ihn geschrieben, ihr Gatte war früher auf einem der Nachbarhöfe angestellt und da habe ich wohl von ihr gehört. Ich darf Ihnen den Brief vorlesen, er ist nicht lang.“

Und ohne auf seine Antwort zu warten, entfaltete sie das Schreiben und las:

„Gnädiges Fräulein!“

„Ich wende mich an Sie im Interesse einer Schutzbefohlenen, die in großer Verlegenheit sich auf Ihre Güte und Ihre Bekanntheit mit Herrn Winzgel auf Menschen beruft. — Genannter Herr hat mir vor mehr als Jahresfrist die Tochter des Jagelöhners Albers in Pension gegeben und Friederike Albers mir das von Ihnen erhaltene, sehr günstige Zeugnis damals mit großem Stolz gezeigt, so daß ich nicht Anstand nahm, den Wunsch des Herrn Winzgel zu erfüllen, der dahin ging, das Mädchen zu einer gut gehaltenen Kammerjungfer ausbilden zu lassen. Die Friederike hat seitdem täglich zu diesem Zwecke allen nöthigen Unterricht erhalten und ich sehr brav und fleißig gezeigt. Da kommt sie mir nun heute in Tränen verfließend nach Hause — ein Bauer aus ihrer Heimat hat ihr erzählt, ihr Vater sitze im Gefängnis, weil er Herrn Winzgel bestohlen habe, und ein junger Gärtner, den sie ihren Bräutigam nennt, von dem sie mir aber nie gesprochen hat, ist in Unterdrückunghaft, weil er auf Herrn Winzgel geschossen haben soll.“

„Es ist gewiß recht unbedeutend, gnädiges Fräulein, daß ich namens des guten, höchst unglücklichen Mädchens Sie um Nachricht bitte, ob die schriftlichen Nachrichten begründet sind, und ferner um ein gutes Rückwort bei Herrn Winzgel für beide Strafbauern, wenn dies hier sollte.“

„Die Friederike behauptet, Ihre Fürsprache habe Herrn Winzgel veranlaßt, sie zu mir zu bringen, um sie für einen feineren Dienst auszubilden. Vielleicht ist dies der Fall, und ich darf Sie versichern, gnädiges Fräulein, daß des Mädchens Herz von Dankbarkeit gegen Sie überfließt.“

Schweigend, ganz erstickt aussehend, legte die Vorleserin das Blatt wieder in die rechten Falten.

Auch Trautmann schwieg.

Das war nun wieder ein Beweis zu Gunsten Winzgel's. Er hätte triumphiren sollen, hätte sich freuen müssen und hätte nichts davon.

Und was soll ich nun thun, Fräulein Ulla, soll ich Winzgel um Gnade bitten für die beiden schuldigen Gejellen, von denen der eine wie der andere ins Zuchthaus muß?“ fragte er. Sie blinzelte ihn voll an; einige Abweirer in den schönen hellbraunen Augen und in jeder Wiene ihres blauen Gesichtchens.

„Ich hielt es für meine Pflicht, unverzüglich meinen Irrthum zu berichtigen, die Thatfachen klar zu stellen und Ihnen mein Bedauern und meine Beschämung auszudrücken; weiter ging meine Absicht nicht, was Sie bewahr, Herr Wessler!“ sagte sie mit vibrierender Stimme.

Ihre Hand traf ihn wie ein Schlag. Er hätte aufschreien mögen, aber jedes ihrer Worte mußte er doch hören und jedes drückte sich wie ein Dorn in seine Herz. Sie gab seine Schwärze eben so scharf zurück.

Und dann fanden sie beide ganz erschrocken, ganz stumm. Das hatten sie ja nicht gewollt. Aber der Trost wollte sich weder bei ihm, noch bei ihr beugen.

Sie fand zuerst ihre Haltung wieder.

„Ich war im Begriff, zu Fußes von Eurland zu gehen, und will Ihnen Spaziergang nicht weiter führen!“ sagte sie, machte ihm eine Verbeugung und bog um die Ecke des Schlossweges, so schnell, daß er ihr stumm vor Betroffenheit nachsah.

Und dann loberte in ihm das volle Gefühl tiefsten Gefährtenheits hoch auf.

Der Oktober ging zu Ende, ein angelegentliches Umwölken des Herzogs hatte die Jagden verzögert, und inzwischen war Winzgel's Genesung so weit fortgeschritten, daß er, wenn auch noch blaß und angegriffen ansah, doch schon Besuche machen konnte, zu gehen, wenn er auch sonst den ganzen Tag auf einem besonders für ihn konstruirten, auf Gummirädern und in Federn hängenden Anbettele lag.

Trautmann's Urlaub war schon über die Hälfte abgelaufen und mit Sorge dachte der Rekonvaleszent an die Trennung von ihm.

Diese Oktoberwochen waren so still und verhältnismäßig einfam für erleren dahingezogen, daß er ihre günstige Wirkung auf sein Befinden mit wahrem Bedauern spürte. Die herrlichen sommerlichen Morgen schweifte er mit der Kutsche in den Wäldern umher, das Mittagessen nahm er mit Winzgel gemeinsam. Nachmittags kam Gräfin Kneusslein, mit ihrem Gesellschaftsfräulein herüber und letztere las vor, oder beide Damen plauderten mit Winzgel und ihm, wozu sich dann wohl auch von Trüben ein Besuch, oder gar vom Schlosse Baron Kuylen stellte; und wenn dann für den Patienten abermals eine Stunde des Alleinlebens innegehalten war, so saß Trautmann die Abende neben ihm bei einer Cigarre, und dann plauderten sie von allem, was Männer zu interessieren vermag.

Nur von einem sprachen sie nie; von Winzgel's Herkunft und Jugend.

Einmal, als er aus seiner Kammerleiter erzählt, hatte er so obenhin gesagt: „Sie haben ja längst eingesehen, daß ich in besseren Verhältnissen erzogen worden bin,“ das war aber auch das Einzige, was er darüber äußerte.

Trautmann immerfort fühlte nur zu genau, daß Winzgel den Takt, mit welchem er jede Frage vernied und nie eine Reugier verrieth, auf das Dankbarste empfand.

In jenen wenigen Worten lag seine ganze Würdigkeit für die Zurecht, die er in seinen Fernort legte, auch selbst dem Schreiben des Hertensheimer Gerichts gegenüber.

Andererseits behandelte Winzgel ihn eben so schonend. Er wußte ganz genau, daß derselbe keine tiefe Niedrigkeit, die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe zu Ulla genau erkannte, aber nie kam eine Frage über seine Lippen. Dagegen hatte er seinerseits mehrfach geäußert: „Ich werde gehen, Trautmann, aber ich werde die Folgen dieses Schickses nie oder erst in Jahren der größten Schonung vermeiden. Durch meine Lebenslust und Hoffnung hat das Schicksal einen Strich gemacht; ich begrabe meine Wünsche und wundere mich, daß ich es ohne wüthenden Schmerz kann, das muß wohl in meiner Schwäche liegen.“

(Fortf. folgt.)

Der Schmutz.

Novelle von Guy de Maupassant.

Deutsch von Wilhelm Lillienthal.

Sie gehörte zu jenen hübschen, reizenden Mädchen, die ein Verhältniß des Schicksals in eine einfache Beamtensfamilie verpflanzt hatte. Sie besaß keine Mitgift, keine Hoffnungen, und so ließ sie sich denn mit einem kleinen Beamten aus dem Unterrichtsministerium verheirathen. Sie fühlte sich für den Luxus und den Reichthum geboren und litt unter ihrer untergeordneten Stellung.

Ihre behagliche Wohnung, die saßen Wände, die gewöhnlichen Möbel, die hübschen Stoffe, all das war ihr ein Grauel. Wenn sie sich an den mit einem leinenen Tuch belegten Tisch mit ihrem Gatten zum Essen niedersetzte und ihr Mann beim Anblick der Inventurliste mit verzählten Augen erklärte: „Ach, es giebt doch nichts Schöneres, als eine gute kräftige Bräute,“ dann dachte sie

an seine Diener mit glühendem Silbergeschirr, galonirten Anzügen, ansehnlichen Weinen und süßlichen Speisen. Sie besaß keine Zuleiten, keinen Schmutz, nichts. Und doch schämte sie sich sehr dafür; sie fühlte sich häßlich geschaffen. Sie hätte so gern gefallen mögen, sie wollte bewundert und beneidet sein. Sie hatte eine reizende Freundin von der Pension her, die sie aber nicht mehr besuchte, weil ihr der Anblick ihres Glüdes wehe that. Und so lag sie oft und weinte vor Kummer, Born und Verzweiflung.

Eines Abends kam ihr Mann mit glückstrahlendem Gesicht nach Hause; in der Hand hielt er ein Couvert und sagte: „Da sieh, das ist etwas für dich.“

Sie öffnete schnell den Umschlag und zog eine Karte heraus, auf der folgende Worte standen:

„Der Unterrichtsminister Georges Ramponeau und Gattin beehren sich, Herrn und Frau Loisel zu der am Montag den 18. Januar er. im Ministerhotel stattfindenden Ballgesellschaft ergebenst einzuladen.“

Aber aufst, wie ihr Gatte es vermischt, in hellen Jubel auszubrechen, warf sie die Einladung mißmuthig auf den Tisch und rief:

„Was soll ich damit?“

„Aber, meine Liebe, ich glaube, du würdest dich freuen. Du gehst nie aus, und jetzt hast du doch dazu Gelegenheit. Es würde mir sehr schön, die Karte zu bekommen, die Beantwten sind nicht allzu reichlich bedacht worden. Du wirst dort die ganze vornehme Gesellschaft kennen lernen.“

Sie sah ihn zornigbrütend an und erklärte ungeduldig: „Wachheit du mir nicht sagen, was ich zu einem solchen Feste anziehen soll?“

Daran hatte er allerdings nicht gedacht und meinte: „Nun, das Kleid, das du immer im Theater trägst; es ist doch noch recht gut.“

Er schwieg bestürzt, denn seine Frau fing plötzlich zu weinen an. Er sah, wie zwei dicke Tränen ihr die Wangen hinunterrollten und sagte:

„Was heißt dir? Was hast du?“

„Nichts. Ich habe nur keine Toilette und kann infolge dessen auch dieses Fest nicht besuchen. Wie deine Karte einem deiner Kollegen, dessen Frau bessere Garderobe hat, als ich.“

Er war untröstlich und entgegnete:

„Sage mal, Mathilde, wie viel würde denn eine anständige Toilette kosten, die du noch zu andern Gelegenheiten tragen könntest?“

Sie dachte einen Augenblick nach und erwiderte dann ängstlich:

„Ich weiß nicht genau, aber ich glaube, mit 400 Francs ließe sich eintünchen.“

„Du war ein wenig blaß geworden, sagte aber doch: „Gut. Ich gebe dir die 400 Francs. Aber suche dir nur etwas recht Schönes aus.“

Der Tag der Festlichkeit rückte näher, und Mathilde schien fröhlich und würdig. Eines Abends fragte sie ihr Gatte:

„Was heißt dir denn? Du bist ja seit einigen Tagen ganz sonderbar!“

Sie erwiderte: „Ich habe keinen Schmutz, kein Gesicht. Ich werde so unruhig aussehen, darum möchte ich am liebsten den Ball gar nicht besuchen.“

Er meinte: „Du liebst lebende Blumen an. Das ist jetzt sehr chic. Für zehn Francs kannst du zwei bis drei prächtige Rosen haben.“

Sie war durchaus nicht zufrieden.

„Nein, es ist mir peinlich, unter all' den reichen Damen so armlich zu erscheinen.“

Er erwiderte: „Du bist doch recht schick! Suche deine Freundin Madame Foretier auf und bitte sie, dir ihren Schmutz zu leihen. Du bist ja sehr befreundet mit ihr, und sie wird dir wohl den Gefallen thun.“

Sie ließ einen Freundschaftsbrief aus und rief: „Das ist wahr. Daran hatte ich gar nicht gedacht.“

Am nächsten Tage besah sie sich zu ihrer Freundin und fragte ihr ihr Lieb. Madame Foretier ging zu ihrem Schrank, entnahm demselben ein Kästchen, öffnete es und sagte zu Mathilde: „Da, wähle dir etwas aus.“

Sie probirte erst Aumbänder, dann ein Perlenhalsband, dann ein perlenreiches Kreuz von wunderbarer Arbeit. Aber nichts schien ihr recht zu gefallen, und sie fragte schließlich: „Holt du weiter nichts.“

„Ja. Sieh nur nach. Ich fenne ja deinen Geschmack nicht.“ Endlich entdeckte sie in einem mit schwarzer Seide ausgelegten Kästchen eine reizende Diamanten-Niviere. Mit ätzenden Händen bestaunte sie das Kleinod, betrachtete sich freudestrotzend im Spiegel und sagte ängstlich und ängstlich: „Wächst dir mir das leiten?“

„Ganz.“

Glückselig und fiel sie der Freundin um den Hals, küßte sie ab und eilte mit ihrem Schatz nach Hause.

Damen. Die Männer erkundigten sich nach ihr und wünschten ihr vorgefellt zu werden. Alle Attaches tanzten mit ihr, selbst der Minister genigte, sie zu bemerken. Sie tanzt lebenslustig, wie im Traum, und denkt im Trüben ihrer Schicksal, im Nichts ihres Erfolges an nichts. Um 4 Uhr morgens brechen sie auf. Ihr Mann schläft bereits seit Witternacht in einem Salon, neben ihm thum drei andere Herren, deren Frauen sich prächtig amüüsiren, daselbe. Er legt ihr den recht behaglichen, „bunten“ Mantel um, dessen Vermitlichung der Eleganz des Ballsalles bestim kontrastirt. Sie sieht den Unterschied, wie im Traum, und denkt im Trüben ihrer Schicksal, im Nichts ihres Erfolges an nichts. Um 4 Uhr morgens brechen sie auf. Ihr Mann schläft bereits seit Witternacht in einem Salon, neben ihm thum drei andere Herren, deren Frauen sich prächtig amüüsiren, daselbe. Er legt ihr den recht behaglichen, „bunten“ Mantel um, dessen Vermitlichung der Eleganz des Ballsalles bestim kontrastirt. Sie sieht den Unterschied, wie im Traum, und denkt im Trüben ihrer Schicksal, im Nichts ihres Erfolges an nichts.

„Warte doch. Du wirst dich erkälten. Ich werde einen Zinzer holen.“

Sie aber hört nicht und eilt schnell die Treppe hinunter. Endlich finden sie auf dem Drost eine jener altmodischen Droschken, die man in Paris nur bei Nacht sieht, als schämten sie sich am Tage ihres jämmerlichen Aussehens.

Sie fahren nach ihrer Bestimmung in der Rue des Mathurins, und sie betritt trotzig ihre kleine Wohnung. Sie denkt, jetzt wäre es für sie vorbei: einmal und nicht wieder. Er meint, er müßte morgen um 10 Uhr im Ministerium sein. Sie nimmt den Mantel ab und tritt vor den Spiegel, um sich noch einmal zu bewundern. Wüthend sieht sie einen Schrei aus: das Diamant-Niviere ist nicht mehr da! Ihr Mann, der sich's inzwischen bequem gemacht, fragt:

„Was hast du denn?“

„Entsetzt wendet sie sich um.“

„Ja... ich... ich habe den Schmutz nicht mehr.“

„Er kramert. „Wie! Das ist ja nicht möglich!“

Sie kucken in den Kasten der Niviere, im Mantel, in den Taschen, überall. Aber sie finden nichts. Er fragt lächelnd und ungeduldig:

„Hast du ihn denn auch noch gehabt, als du den Ball verlassen?“

„Ja, ich habe ihn im Vestibule des Ministeriums ganz sicher noch gehabt.“

„Aber wenn du ihn auf der Straße verloren hast, so müßten wir ihn doch fallen hören. Er wird jedenfalls in dem Zinzer liegen!“

„Ja, wahrhaftig. Weißt du die Nummer?“

„Nein. Weißt du sie nicht?“

Bestürzt schliefte sie sich an. Schließlich kleidete sich Loisel wieder an und sagte:

„Ich werde den Weg, den wir zu Fuß gemacht haben, noch einmal zurückgehen und sehen, ob ich die Niviere nicht wiederfinde.“

Damit ging er. Sie blieb gedankenlos, ohne sich anzusehen, auf dem Stuhle sitzen.

Am nächsten Tag kam ihr Mann nach Hause. Er hatte nichts gefunden.

Er legte sich nach der Polizei-Präfektur, zu den Bestellungen, letzte eine Verlobung aus, kurz, letzte alle Hebel in Bewegung, des Schmutzes wieder habhaft zu werden. Sie wartete den ganzen Tag über in der größten Unruhe.

Niedererschlagen und erschöpft kam Loisel Abends nach Hause, ohne auch nur eine Spur entdeckt zu haben.

„Du mußt deiner Freundin förmlich“, sagte er, „du habest die Entfaltung erbrochen und ließe sie repariren. So gewinnen wir wenigstens Zeit.“

Sie that, wie er ihr gesagt. Nach einer Woche gaben sie jede Hoffnung auf.

Loisel, der um 5 Jahre gealtert schien, erklärte: „Wir müssen den Schmutz erheben!“

Am nächsten Tage nahmen sie das Entz, in dem der Schmutz gelegen hatte, und besahen sich zu dem Juwelier, dessen Name darin stand. Er sah in seinen Büchern nach und sagte: „Ich habe die Diamant-Niviere nicht verkauft, sondern habe nur das Entz geliefert!“

Nun gingen sie von Juwelier zu Juwelier und suchten nach einem Schmutz, der dem verlorenen ähnlich sah. Endlich fanden sie in einem Laden des Palais-National einen Diamant-Schmutz, der dem ersten zum Verwechseln gleich. Er kostete 40,000 Francs. Für 38,000 wollte man ihn ihnen lassen.

Sie boten dem Juwelier, ihnen das Vorkaufsgeld auf drei Tage zu lassen und stellten als Bedingung, er müsse ihn für 30,000 Francs zurücknehmen, falls sich der erste vor Ende Februar wiederfinde. Loisel bezahlte 18,000 Francs, die ihn sein Vater hinterlassen hatte. Den Rest ließ er sich. Er ließ von dem einen 1000 Francs, von dem anderen 500, von einem dritten 200 Francs und so fort, bis er die Summe bestammte hatte. Er unterdrückte Wechsel, ohne die Gewissheit zu haben, sie auch einlösen zu können, kaufte den Schmutz und bezahlte dem Juwelier die geforderte Summe von 38,000 Francs. Als Mathilde ihrer Freundin den Schmutz zurückbrachte, hatte diese in taubem Zorn:

„Du hättest ihn mir auch früher wiedergeben können, denn ich brauchte ihn.“

Sie öffnete das Entz nicht, die Mathilde gefährdet hatte.

